

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 79 (2004)
Heft: 12

Artikel: Leben in der Fremde
Autor: Lanfranconi, Paula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-107323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leben in der Fremde

Wie meistern Migrantinnen und Migranten ihr Leben in der Schweiz? Drei Familien, die in Zürcher Genossenschaftssiedlungen ein neues Zuhause gefunden haben, erzählen.

«Bewusst neu angefangen»

Text: Paula Lanfranchi
Fotos: Ferenc Hamza



Elzbieta Eberle-Banas hatte einen Riesenvorteil, als sie 1985 aus Polen in die Schweiz kam: Sie konnte schon gut Deutsch.

Und doch wars ein Wagnis. Die Deutschlehrerin kannte ihren frisch angetrauten Schweizer Ehemann erst aus Briefen, und von ihrer künftigen Heimat hatte sie noch keine konkrete Vorstellung. Um Polen verlassen zu dürfen, musste sie ihren Personalausweis abgeben und beweisen, dass sie keine Schulden hinterliess. Das sei «ein komisches Gefühl gewesen», sagt die zierliche 49-jährige Frau.

ÜBERRASCHUNGEN IN DER (WASCH-)KÜCHE
Ihr Mann hatte gut vorgesorgt und bei der ASIG in Effretikon eine Dreizimmerwohnung gemietet – im gleichen Haus, in dem das Paar mit seinem inzwischen 14-jährigen Sohn Jan immer noch lebt. Der Empfang sei nett gewesen, sagt Elzbieta. «Wenn man die Sprache kann, hat man 50 Prozent weniger Probleme.» Überraschendes und Fremdes gab es aber trotzdem. Zum Beispiel die gemeinsame Waschküche. In Polen hätten alle selber schauen müssen, wie sie ihre Wäsche sauber kriegten. Oder die Reinlichkeitsvorstellungen, die Elzbieta etwas übertrieben fand: «Bei uns gabs damals noch kaum Putzmittelwerbung, Putzen war kein grosses Thema.» Oder das Essen. Statt Schinken und Spiegelei kamen hierzulande Gipfeli und Kaffee auf den Zmorgetisch. Ganz neu waren für Elzbieta auch Pizza, Pasta und die vielen Weinsorten. Sie ging in Kochkurse. Heute kocht sie ihren heiss geliebten Bigos, einen Sauerkrauteintopf, nur noch ein, zwei Mal im Jahr. Und wenn sie ihn koche, rieche man es halt auch in den Nachbarwohnungen. «Das braucht,

«Man muss das frühere Leben hinter sich lassen.» Elzbieta Eberle-Banas

wie alle kulturellen Unterschiede, gegenseitiges Verständnis», sagt sie.

MIT BEIDEN FÜSSEN IN DER SCHWEIZ

Elzbietas beste Integrationshilfe war ihr Sohn. Mit ihm ging sie auf den Spielplatz, machte beim Räbeliechtliumzug mit, buk polnischen Kuchen fürs Quartierfest und fand so Kontakt zu anderen Eltern. Jan lernte neben Polnisch so früh wie möglich Deutsch. «Man sollte», betont Elzbieta, «sein Kind nicht ohne Deutschkenntnisse in den Kinder-

garten schicken, das wäre eine Zumutung.» Sie hat sich für unser Gespräch Notizen gemacht: «Entscheidend ist, dass man sich bewusst wird, dass das frühere Leben hinter einem liegt und man hier neu anfängt», hat sie notiert. «Auf keinen Fall sollte man mit einem Fuss hier und mit dem anderen dort stehen.»

Natürlich vermisst sie ihre Herkunftsfamilie. Und geniesst es umso mehr, Verwandten die Schweiz zu zeigen. «Diese Vielfalt an Kulturen», glaubt sie, «ist nur hier möglich.» In einem jedoch ist Elzbieta ganz Polin geblieben: Sie ist tiefgläubige Katholikin. Wenn sie sieht, wie man hierzulande den Papst kritisiert, tue ihr das «sehr weh». Deshalb besucht die Familie den Gottesdienst heute in der polnischen Mission in Zürich. Für ihren Mann sei das schwierig. «Aber ich habe von meiner Seite viel zur Integration beigetragen», erklärt sie, «jetzt muss er auch einen Schritt machen.»

«Schweizer sind hilfsbereit»

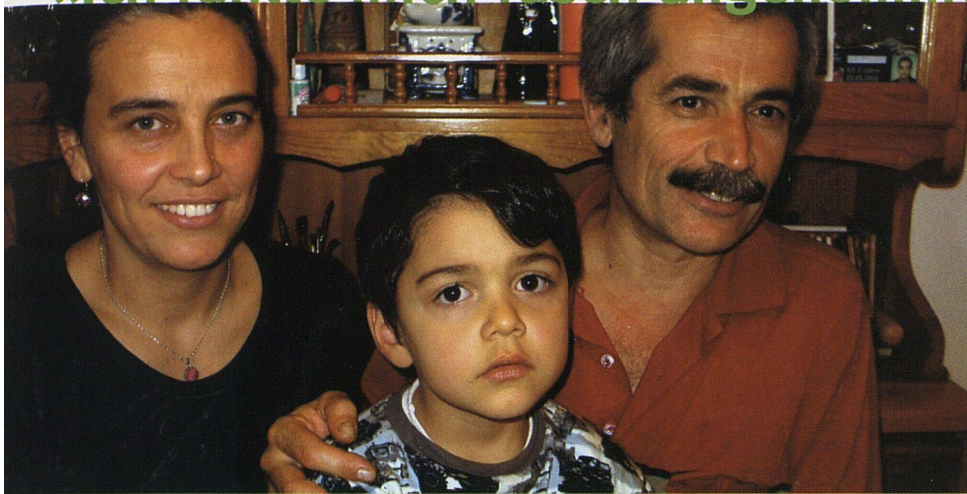


Ohne Sprachkenntnisse ist man verloren, sagt Jayalakshmi Kumar. Sie selber hatte einen schwierigen Lebensweg zu meistern.

Jenen Tag im November 1970 wird Jayalakshmi Kumar nie vergessen. Es war der Tag, an dem sie zum ersten Mal Schnee sah. Und der Tag, an dem sie in eine andere Welt katapultiert wurde: von einem indischen Kinderheim ins

Pestalozzidorf Trogen. Sie war neun und untröstlich. Hoffte, ihre Mutter würde sie holen. Doch die Mutter wusste nicht, dass ihre Tochter in ein fremdes Land gebracht worden war. Sie war Witwe. Um sich zur Krankenschwester ausbilden zu können, hatte sie ihre Tochter ins Heim gebracht. Jayalakshmi war gut in der Schule, das Heim wollte, dass sie eine Chance in Europa bekam.

«Ich fühlte mich rasch angenommen»



Waren von der fairen Behandlung bei der ABZ beeindruckt: Zeynep und Zafer Sanli mit Sohn Alaz.

Vorurteile kann man nur beseitigen, wenn man sich gegenseitig kennen lernt. Zeynep Sanli ergriff diese Chance von Anfang an.

Eigentlich hatte Zeynep Sanli bloss rasch ihren Bruder in der Schweiz besuchen wollen. Es war 1990, sie hatte in Izmir gerade ihr Englischstudium abgeschlossen. Aber dann gefiel es ihr hier: «Dieses andere – das viele Grün und der gut organisierte Alltag.» Sie blieb, auch wegen der Liebe. Ein paar Monate, nachdem sie in Zürich ein Pädagogikstudium begonnen hatte, lernte sie Zafer kennen, ihren heutigen Partner. Er war 1991 als politischer Flüchtling aus der Türkei gekommen.

ZAHLBAR UND KINDERFREUNDLICH

Zeynep hat in der Schweiz zunächst fast immer in WGs gelebt. Am Anfang konnte sie kaum Deutsch, aber es war ihr schon immer

leicht gefallen, auf andere Menschen zuzugehen. «Ich merkte gar nicht», erzählt sie lachend, «dass ich mich integrieren musste – überall traf ich Leute, mit denen ich mich gut verstand und fühlte mich rasch angenommen.» Als sich Alaz ankündigte, ihr heute fünfjähriger Sohn, suchte das Paar eine eigene Wohnung. Zahlbar sollte sie sein, denn die beiden waren nicht auf Rosen gebettet. Sie meldeten sich bei der ABZ an. Und waren beeindruckt von der fairen Behandlung. Ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner hat Zeynep vor allem in der Waschküche kennen gelernt, eine Einrichtung, die ihr zuerst fremd war: Wie konnte man etwas so Persönliches wie die eigene Wäsche in einer Maschine waschen, die auch wildfremde Leute benützten?

Zuerst lebte die junge Familie vier Jahre in der Siedlung Kanzlei, heute im Rütihof, einem Aussenquartier von Zürich Höngg. Die Nähe

zu ihrem gemeinsamen Arbeitsplatz, einem städtischen Kinderhort, ist Zeynep und Zafer wichtig. Die Siedlung Rütihof sei ein Eldorado für Kinder, schwärmt Zeynep: «Man hört sie den ganzen Tag draussen spielen, es hat nicht so viele Autos, dafür Wald, wo wir mit den Kindern Ausflüge machen können.»

FREUNDSCHAFTEN STATT FREMDENFEINDLICHKEIT

Seitdem Zeynep selber Mutter ist, hat sich ihr Leben verändert: Den geregelten Alltag, den sie am Anfang so geschätzt hatte, empfindet sie heute als «ein Zuviel an Kontrolle». Wenn das Kickboard ihres Sohnes den Mantel einer alten Dame berühre, ernte sie böse Blicke. «Und wenn die alten Leute bemerken, dass ich Hochdeutsch spreche, bekomme ich rasch zu hören, wir Ausländer hätten eben keinen Respekt vor den hiesigen Werten.» Manchmal macht sich Zeynep Sorgen, dass die Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz zunehmen könnte und dass auch ihr Sohn darunter zu leiden hätte. Ihre Arbeit im Hort betrachtet sie als Chance: «Dort kann ich die unterschiedliche Herkunft und Kultur der Kinder als Reichtum thematisieren.» Und sie findet es wichtig, dass sie schon früh Freundschaften mit jüngeren Leuten von hier geknüpft hat. «Denn Vorurteile», ist Zeynep überzeugt, «werden nur bekämpft, indem man sich gegenseitig kennen lernt.»

«Jedes Land hat seine guten und schlechten Seiten.» Jayalakshmi Kumar mit ihrem Mann und den beiden Töchtern Geeta und Savita.

text-Frau in ihrem Wohnzimmer in der ASIG-Siedlung Rütihof, «nicht ganz richtig hierher, bin eben doch tief verwurzelt in der hinduistischen Kultur.»

Und diese Kultur ist in vielem anders als die schweizerische. Im Alltag treten diese Unterschiede am deutlichsten in Erziehungsfragen zutage. So macht es Jayalakshmi Mühe, wenn sie sieht, dass hier Zwölfjährige rauchen und Alkohol trinken. Oder dass die Mädchen schon mit 13 einen Freund haben und sich die Pille verschreiben lassen. Für ihre beiden Töchter Geeta (16) und Savita (15) sei das kein Thema. «Zuerst müssen sie eine gute Ausbildung machen.» Und Geeta, die Gymnasiastin, doppelt in perfektem Zürichdeutsch nach: «Mit 13 weiss man noch gar nicht, was Liebe ist!»

RASSISMUS UND HILFSBEREITSCHAFT

Auch Jayalakshmi spricht Schweizerdeutsch: «Ohne Sprachkenntnisse ist man verloren.» Trotzdem spürt sie auch Rassismus. Vor allem

bei älteren Leuten. «Wahrscheinlich waren sie nicht gewohnt zu reisen und sind deswegen Ausländern gegenüber misstrauisch», glaubt Jayalakshmi. Ihre Töchter erzieht sie zum Respekt vor alten Menschen. Wenn sie dann aber sieht, wie gehässig Betagte oft sind, denkt sie: «Mein Gott, ich kann mit meinen Patienten auch nicht so umgehen!» Auch Geeta erzählt, sie werde von Senioren oft als «Scheiss-Ausländerin» betitelt – sogar, wenn sie ihnen im Tram den Vortritt lässt.

Jayalakshmi zeigt sich gelassen: «Jedes Land hat seine guten und schlechten Seiten.» Das Gute sei zum Beispiel die Hilfsbereitschaft der Schweizer, «wenn man sie einmal gut kennt». Hadert sie nicht manchmal mit dem Leben, das sie ungefragt auf einen fremden Kontinent verschlagen hat? Sie lächelt. «Im Hinduismus sagen wir: Wenn man auf die Welt kommt, sind gewisse Lebenslinien schon gegeben. Es ist Karma, Schicksal.»

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Und sie packte ihre Chance. Elf Jahre später, mit 20 und ihrerseits ausgebildet als Krankenschwester, kehrte Jayalakshmi zum ersten Mal zurück nach Indien. Und fand zu ihrer grossen Freude ihre Familie wieder. Nach sechs Wochen flog sie zurück in die Schweiz, hin und her gerissen zwischen zwei Kulturen: «Ich gehöre», sagt die heute 43-jährige Spi-